

Friedrich Theodor Vischer

Ansprache bei der Feier zum 150. Geburtstag im Ordenssaal, Schloß Ludwigsburg, am 23. Juni 1957

Von Fritz Martini

Sehr verehrter Herr Oberbürgermeister,
meine Damen und Herren!

Es erscheint recht widerspruchsvoll, hier, in diesem Saal des höfischen Barock, einer auf den Glanz und auf den Schein gestellten Welt gedenkend von einem Manne zu sprechen, der durch und durch, in seinem Werk und seinem Leben, in seinem Geist und seinem Fühlen, in seiner Sprache, die auf heimatlichem Muttergrunde auch dort noch ruhte, wo sie sich den Abstraktionen der Philosophie zuwandte, ein Bürger aus schwäbischem Stamme gewesen ist. Er war ein Protestant im mehr als konfessionellen Sinne, er war, anfangs auch im Politischen, immer aber im Geistigen und Sittlichen ein Republikaner, der sich eine sinnvolle soziale Gemeinschaft nur unter freien Menschen vorstellen konnte. Nichts lag ihm ferner als diese höfische Welt, die ja auch in dieser Stadt schon zerfallen und zerstoben war, nur noch als Erinnern nachlebte, als er in ihr vor 150 Jahren das Weltlicht erblickte. Das Weltlicht! Denn es blieb zeit lebens seine Überzeugung, das Weltleben müsse aus sich heraus als das Gute und das Göttliche erkannt werden, als der Raum der vollen Freiheit und Verantwortung des in es hineingeborenen Menschen. „Tritt der geistige Gehalt aus dem Jenseits herüber vollkommen in die Welt ein, so geht nun auch dem Subjekt ein neues Gefühl der Freiheit, eine neue Sicherheit und Klarheit des Selbstbewußtseins auf, einer vollkommenen Befreiung von der Furcht. Es darf wahrhaftig gegen sich sein, darf sich aufrichtiger bekennen, was das innere Gesetz seines Wesens, seiner Zukunft und Entwicklung verlangt und welche Rechte es als Sinnenwesen hat.“ Solche Sätze hat Vischer oft wiederholt. Aus ihnen spricht die Weltanschauung des immanenten Realismus, des idealistischen Pantheismus des 19. Jahrhunderts, den er vorzubereiten, zu begründen und zu bekräftigen geholfen hat. Er hat ihn auch dann noch als sein Bekenntnis bejaht, als in der Entwicklung des Jahrhunderts die Einheit von Idee und Wirklichem, Absolutem und Irdischem, Ewigem und Realem mehr und mehr auseinanderfiel, Vischer die Tragödie des unaufhörlichen Widerspruchs des oberen moralischen Stockwerks und des unteren, raubtierhaft-dämonischen Stockwerks nicht mehr aufzulösen vermochte. Dieses sehr persönliche Erlebnis bildet das Grundthema seines Altersromans „Auch Einer“ aus dem Jahre 1879. Aber es erscheint doch wohl recht und billig, daß man an seinem Geburtsort, dem Ort seiner frühen Spiele und in einer Feier, in der vor allem er selbst sprechen soll und muß, nicht von der allgemeinen geistesgeschichtlichen, wissenschaftsgeschichtlichen und soziologischen Bedeutung dieses Mannes, sondern von ihm selbst, seiner menschlichen Wirklichkeit spricht. Wir

haben, was Sie nachher hören werden, so ausgewählt, daß sich die Hauptetappen seines Lebens, seiner inneren Entwicklung vom Ursprungsgrunde der Sprache bis zu seinem letzten Alterswerk des schwermütigen und dennoch gläubigen Abschiedes vor Ihnen entfalten. Der Marktplatz drüben, an dem sein Geburtshaus steht, dicht bei jenen von Mörike, Strauß, Kerner, erscheint mir wie ein Symbol. Fest hat den Knaben hier seine bürgerlich-schwäbische Heimat umschlossen, zugleich aber weiten Raum gebend, dem Süden und seiner Architektur offen, jenem Süden, den Vischer sehr geliebt, immer wieder durchwandert hat und dem er – Griechenland wie Italien – sein großes Erlebnis des Schönen, sein Bekenntnis zum Schönen im Leibhaftigen und im Seelischen, im Naturhaften und im Geistigen, als Idee der letzten, wenn auch nie ganz erfüllten Weltharmonie verdankt hat. Die Weite dieses Platzes läßt Raum für das ganze vielfältige Leben. Vischer hat immer, im Denken wie im Handeln, diese Weite gesucht – der Erlebnisraum im „Auch Einer“ verbindet Nordlandschaft mit dem Mittelmeer – es ist jene große Raumspannung, die Goethe im Faust vorgestaltete – jenem Faust, in dem Vischer den Mythos des modernen Menschen immer wieder interpretiert hat. Enge und Weite in ihrem Gegensatz – das ist Faustthematik, Thematik auch des von Vischer geliebten deutschen Kleinstädters Jean Paul, es ist schließlich die Thematik des Schwabentums und des deutschen Menschen. Er ist durch den Faust zu seinem Beruf und zu seiner Berufung, der Ästhetik und Literaturwissenschaft gelangt. Aber dieser Marktplatz prägt auch eine Geistigkeit spezifisch schwäbischer Art. Bis zu Staudlin, dem Rivalen des jungen Schiller, zu dem Epigrammatiker Haug und Ludwig Uhland greift Vischers mütterliche Verwandtschaft. Sein Vater war fest in der schwäbischen Theologie verwurzelt. Er starb im Fürsorgedienst für Typhusranke. Wir denken an einen Satz des alten Vischer im „Auch Einer“ – dort, wo er vom Raubtierhaften des Lebens spricht. Da heißt es: „Wo Liebe ist, wo Mitleid ist, dann wo Klarheit ist, da jedenfalls ist Gott.“

Auf Ludwigsburg folgte das Seminar in Blaubeuren, das Tübinger Stift. Der Übermut des Studenten entdeckte seine köstliche Gabe des Sprachhumors, der Sprachkomik, eine Virtuosität der mimischen Sprachbegabung, die hierzulande gar nicht selten ist – man erinnere sich nur an Abraham a Santa Clara, an Sebastian Sailer, an Christoph Martin Wieland, an Eduard Mörike oder an unseren heute noch in der Mundart, in der Latinität und in barocken Sprachspielen produktiven Sebastian Blau alias Joseph Eberle. Vischer schrieb damals jene köstlichen Moritaten des biedermeierlichen Philipp Ulrich Schartenmayer, einen parodierenden Bänkelsang, der ihn

ganz dicht an Wilhelm Busch heranführte. Es war nicht eben respekttief, vom Kindesmord durch den geistlichen Helfer Brehm in Reutlingen zu dichten, zumal nicht für einen jungen Theologen, der schon genug wider den Stachel löckte und sich weit mehr in Hegel als in die Dogmatik vertiefte. Der Vikar Vischer hat mit tiefen Zweifeln gerungen; er fand Gott in der Natur, nicht in der Theologie. Er liebte die Natur und in ihr das Ursprüngliche, die Zeichenschrift des Unmittelbaren, des quellkräftig-erdhaften, wirklichen Lebens. Er sah die Natur als das Schöne der Gottesschöpfung. Sie war ihm in Pflanze und Tier, in Dorf, Wiese und Wald das echte lebenskräftige Gotteswort. Der Vikar Vischer träumte die Träume des Dichters. Es war ihm ein dauernder Schmerz, daß ihm gleichwohl die große dichterische Gestaltungskraft versagt blieb, er nur der Deuter und Kritiker der Dichtung, ein theoretischer Gesetzgeber der Kunst zu sein vermochte. Aber eben diese innere Nähe zum Dichterischen hat ihn zum großen Verstehenden gemacht, zum Freunde der Dichter. Er hat Hebbel begriffen und gewürdigt, der den Zeitgenossen fremd blieb, er hat Gottfried Keller den Weg in Deutschland bereitet, er bedeutete ein eingreifendes Entwicklungserlebnis für Conrad Ferdinand Meyer, und er hat vor allem, trotz mancherlei Kritik aus gegensätzlicher Wesensneigung, wie kein anderer Eduard Mörike gehuldigt und für die Größe seiner Kunst dauernde Worte gefunden. Wenn er in den Werdejahren Mörike kritisierte und ihn verstimmte, so weil sein eigenes Wesen mehr als das des Lyrikers auf das Leidenschaftliche der Tat, der Weite, des großen Handelns gestimmt war. Dies ergriff ihn in Rom – Symbolstadt der Kämpfe der Weltgeschichte, ihrer Triumphe einer Größe des Volkes, die er in der engen kleinen, zwar an Gedanken reichen, aber an Taten armen Heimat, dem Lande der sparsamen und durch die Monarchie geduckten Bürger vermißte. Rom und seine Landschaft in der Campagna, in den Albaner Bergen wurde für Vischer das große Befreiungserlebnis zu einem sinnlich-kraftvollen und schönen Leben hin. Aus seinem Enthusiasmus für die Stadt der Cäsaren spricht die Sehnsucht des Deutschen nach der Einheit und Freiheit des eigenen Vaterlandes in der Zeit der vormärzlichen Restauration. Er hat seither seine Zeit, seine Heimat, ohne die Erdfestigkeit in ihr und die Liebe zu ihr zu verlieren, aus dieser größeren Perspektive gesehen. Vischer war ein oft polemischer, selbst eigensinniger Kritiker des stagnierenden, im Konventionellen verkrusteten Bürgertums. Er war jeder Form von Autorität, welche die Denk- und Gewissensfreiheit des einzelnen beschränkt, feindlich, handle es sich um die Autorität der Krone, der Kirche oder der konventionellen bürgerlichen Gesellschaftsnormen. Sie wissen, daß diese Opposition gegen die Zeitgenossen, vor allem einen verflachten und muckrigen Pietismus, 1845 dazu führte, daß dem Tübinger Professor für zwei Jahre die Vorlesungen verboten wurden, daß dieses tiefe Unbehagen an der politischen und kulturellen Verfassung der Zeit ihn 1848

auf die linke demokratische Seite im Frankfurter Parlament geführt hat, auf die Seite jener, die eine großdeutsche Republik zu schaffen erhofften. Jetzt bekam sein Humor eine satirische Schärfe, einen oft polemischen Witz. Diese Kulturkritik hat sich in den sechziger Jahren vor allem gegen den neuen Bourgeois gewandt, gegen den Kleinbürger, den ein neuer Wohlstand zum Stimmführer der bürgerlichen kapitalistischen Gesellschaft machte, während das alte idealistische Bürgerethos schwächer und schwächer wurde. Eine Gesellschaft, die ihr Fundament im Geld, in der Karriere, in der Erfolgsschlaueit fand, die den Charakter an den Konformismus der materiellen Sicherheiten preisgab, hat Vischer ingrimmig gehaßt. Mir scheint, daß solche Satire noch heute „anwendbar“ ist. Sie werden die witzige Versminiatur hören, die diesen Titel trägt. Ihre Sprache erinnert an Morgenstern, an Ringelnatz und Kästner – so wie das köstlich parodierende Filigran der „Prähistorischen Ballade“ aus dem Jahre 1867. Viscers Satire wollte sein schwäbisches Volk vor diesen Verstörungen des Charakters bewahren. Er ist ein glänzender, so geistreicher wie tiefblickender Psychologe der schwäbischen Art gewesen, der aus unmittelbarer Fülle anschauender Erfahrung gesprochen hat und aus Liebe kritisierte – aus der Analyse seiner eigenen widerspruchsvollen Artung, die mit allen Herzfäsern in die Heimat, sein Stammvolk verwachsen war. Er fühlte sich in diesem Lande im Strome einer großen und oft verborgenen Tradition, die, scheinbar oft im Provinziellen verhockt und verborgen, eine innerliche Weite und allheitliche Umfassungskraft barg. Es ist ja kein Zufall, daß man die Schwaben die potenzierten Deutschen genannt hat – in eigener Mischung von Faust und Kleinbürgertum, Universalismus und Enge, Tiefe und Verhalteneit.

Bereits in der bekannten Verteidigungsschrift für seinen Freund David Friedrich Strauß, „Strauß und die Wittenberger“ vom Jahre 1838, dann wieder in „Auch Einer“ und „Mein Lebensgang“ hat Vischer klassische Porträts des schwäbischen Menschen, seiner geistigen Artung gegeben. Er sah das Schwäbische im gesamtdeutschen Zusammenhang; er jubelte, als 1871 das Reich zur Einheit fand, obwohl, von ihm mit großem Mißtrauen betrachtet, die Preußen diese Einheit schufen. Seine vitale Natur, sein leidenschaftliches, eigensinniges Temperament, einerseits höchst sensibel, leicht empfindlich, fast scheu in sich zurückgezogen und zur Schwermut geneigt, andererseits mit ausgesprochenem Sinn für das Komische, Groteske begabt, liebte mit prononcierter straffer Gebärde die Tat, die Kraft – mit einer oft stark betonten Männlichkeit, in der er den Ausgleich für die Sentimentalität und das Philosophieren der Deutschen, für die eigene Neigung zum Grüblerischen, Reflexiven, zur zaudernden und zögernden entschlußlosen Kontemplation suchte. Die Widersprüche, die er in seinem eigenen Charakter analysierte, die er in seinem schwäbischen Volk, in seinem Zeitalter fand – sie wuchsen sich

zum Widerspruch des Universums und der menschlichen Existenz in ihm aus. Die Kraft, diesen Widerspruch zu besiegen, bedeutete ihm der Humor! „Der Deutsche weiß, daß der Mensch sinnlich fühlen und handeln, daß ihn aber zu gleicher Zeit ein Hühnerauge drücken kann; er weiß, daß ein Redner göttlich sprechen, aber leicht auch durch einen Katarrh im schönsten Flusse komisch gestört sein kann, und überall diese kleine und große Not, überall das Bagatell, das sich als Bleigewicht an die Engelsfittiche unseres Geistes hängt, zerfließt er nicht in Tränen, sondern keck faßt er diese widersprechenden Erscheinungen in Eins und befreit sich durch ein fröhliches Lachen von dem Schmerze dieser Gegensätze.“ In dem Roman „Auch Einer“ hat Vischer das Bekenntnis dieser Existenz im Widerspruch gegeben; er hat sich in ihm selbst, er hat zugleich die weltanschaulichen Konflikte des spätbürgerlichen Menschen am Ende des 19. Jahrhunderts, dieses Jahrhunderts zwischen Goethe, Hegel, Schopenhauer, Marx und Nietzsche geschildert. Darin liegt der geistesgeschichtliche Rang dieses Buches, mag sein Kurswert auch geringer zu schätzen sein.

In seiner sechsbändigen Ästhetik hatte Vischer geglaubt, durch die objektive Theorie des Schönen den Weltwiderspruch zwischen dem Absoluten und dem Zufällig-Wirklichen schließen zu können. Die Kunst war ihm die Erscheinung der Idee in der geordneten sinnlichen Form, die Eingestaltung des Idealen in unsere angeschaute Wirklichkeit. Ich kann hier auf die Vischer sehr bewußte Problematik dieser metaphysischen Begründung der Kunst durch die Illusionskraft der schöpferischen Phantasie nicht eingehen. Was jedoch in der Kunsttheorie sich zur Einheit zu schließen schien: im konkreten Leben klappte es um so gegensätzlicher auseinander. Das monologische Testament des „Auch Einer“, wie Keller diesen Roman genannt hat, zeigt zugleich, in typischer Zweilebigkeit, das Komisch-Groteske und das Tragische dieses Widerspruchs am Schicksal eines einsamen Menschen, der immer wieder von der Tücke der Objekte, von

der Bosheit des Zufalls, von der Dämonie des Niedrigen und Gemeinen verwundet, auf der Jagd nach dem Ideal ist. Es lebt in seiner Seele und es ist doch niemals und nirgends zu verwirklichen. Vischer hat gewollt, daß man dieses Buch trotz seines parodistischen und selbstironischen Humors als eine tragische Geschichte lese. Daß er den Humor, diese Liebe zum Reiz des Kleinen und Idyllischen bewahrte, hat ihn vom Sturz in den Pessimismus zurückgehalten; ebenso seine Bindung an das Volkstümliche, an das Naiv-Herzhaftes, das seinen Intellekt und seine Phantasie immer wieder in das Irdisch-Wirkliche zurückkehren ließ. Dieser Humor war ihm nichts anderes als die Sprache der inneren Freiheit des Menschen, aus der Kraft seiner Innerlichkeit Werte zu schaffen, die über aller Vergänglichkeit des Wirklichen in sich, durch sich selbst Ewigkeit bedeuten. Daß der Mensch in jedem Augenblick, im Hier und Jetzt jedes seiner Lebensmomente das Ewige als das Ideale zu leben vermöchte – im engsten Kreis des Alltags wie in der Weite des Denkens – dies war seine unumstößliche Überzeugung. Das Ethos der moralischen Innerlichkeit blieb ihm die Garantie der Teilhabe des Menschen am Ewigen. Der moralische Wille des Ich, der sich für Vischer immer, aus der Natur des Menschen heraus, von selbst verstand, bedeutete ihm, daß, wie tief immer die Desillusion des Lebens führe, die Götter leben. In diesem Glauben an das Innerseelische, an die Fähigkeit und Bereitschaft des Menschen zum Guten liegt über Schwabentum und Mannesethos, Freisinn und Humor, Bodentreue und Geistesweite, Wissenschaft und Dichtung hinaus, sein schönstes, für uns heute noch voll gültiges, von uns zu bewahrendes Vermächtnis. Vischer ist auf dem Kirchhof in Gmunden, seinem oft besuchten Erholungsort begraben. Wir finden auch darin ein Symbol. Der Sohn Ludwigsburgs liegt in der österreichischen Erde – getreu seiner Überzeugung von der Einheit des Geistes und der Sprache jenseits aller staatlichen Grenzen und Geschichtlichkeit.

Der Morgenstern

Es steht ein Stern im Morgenlicht
Wie von der Nacht versäumt,
Er sucht des Tages Angesicht,
Von dem er still geträumt.

Und wie die Sonne steigt und glüht,
Die Erde froh erwacht,
Löscht er erschrocken aus und flieht
Geschwind zurück zur Nacht.

Ulrich Binder